Was unsere Ahnen im "Appenzeller Kalender" lasen : aus den Jahrgängen 1778 und 1878 herausgepickt und bearbeitet

Autor(en): **Altherr, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **257 (1978)**

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-376306

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Was unsere Ahnen im «Appenzeller Kalender» lasen

Aus den Jahrgängen 1778 und 1878 herausgepickt und bearbeitet von Heinrich Altherr

Es ist immer wieder ein aufschlussreiches und vergnügliches Unterfangen, in alten Kalendern zu blättern. Der Kalender, auch etwa «Brattig» genannt, war damals in vielen einfachen Stuben auch unserer Gegend neben der Bibel und dem Gebetbuch sozusagen das einzige Gedruckte, in das sich Erwachsene und Kinder bei Öllicht oder im Schein der Petrollampe lesend und betrachtend vertieften. Wir Menschen, die wir im Zeitalter der Massenmedien und der Riesenflut an bedrucktem Papier leben, könnten mitleidig lächeln angesichts dessen, was der Kalendermann vor zweihundert oder noch vor hundert Jahren seinen Lesern an Information, Unterhaltung und Belehrung zu bieten hatte. Ich wüsste aber kaum etwas anderes, das direkter, anschaulicher und genauer aufzeigt, was die Menschen früherer Zeiten äusserlich und innerlich bewegte, als den Kalender.

Aus dem Kalender 1778

Vor 200 Jahren richtete der Kalendermann sich folgendermassen an seine «hochgeneigten Leser»:

«... Und da vor einem Jahr in denen Spalten eine Erklärung über den Menschenhandel gemacht worden, so fande vor gut, ein gleiches über eine Handelsware, welche von diesen Sclaven gepflanzt wird, mitzutheilen. Es betrift das sogenannte C a f f e.»

«Von Entdeckung des Caffe.

Caffe, ist die Frucht eines Baumes, das vor alten Zeiten allein in dem glückseligen Arabien um Mecca herum in einem schlechten Boden häufig gewachsen, welches man hernach theils durch die Setzreiser; theils durch den Saamen fortgepflanzet hat. Den Gebrauch davon haben die Menschen von den Thieren gelehrnet, und zwar auf folgende Art: Es war in bemelter Gegend ein Hirte, welcher einer Heerde Viehe hütete. Dieser klagte einsmahls seinem Geistlichen, daß sein Vieh wider alle Gewohnheit die ganze Nacht gewachet, und in dem Stalle herum gesprungen seye. Der Pfarrer fiel alsobald auf den Gedanken, daß es von der Fütterung herkommen müßte, besahe ohnverzüglich denjenigen Ort wo das Vieh den Tag zuvor geweidet hatte, und befand daß alda einiche kleine Bäumgen stunden, von derer Frucht das Vieh gefressen hatte. Der Pfarrer nahm also auch von dieser Frucht, ließ sie im Wasser kochen, und nachdem er davon getrunken, befand er sich ebenfahls ganz ermuntert, und machte es darauf zu allgemeinen Genuß dem menschlichen Geschlächte bekannt. Hierauf erfand man täglich mehreren Nutzen, denn diese Frucht bey sich spüren ließ, und es war dieser Trank bey den Türken da sie keinen Wein trinken dörfen, sehr gemein, dabey wird angemerkt, das der Caffe so jährlich nach in auswärtige Länder gesandt wird, dem türkischen Kaiser mehr als eine Million an Zoll einträgt.»

Über die Geschichte und die Verbreitung des Kaffees im 17. und 18. Jahrhundert auch in Europa berichtet folgender Abschnitt wörtlich:

«Die Holländisch-West-Indische Compagnie in Amsterdam trachtete darnach, daß sie auch in Amerika oder Westindien das Caffe anpflanzen könnte; allein der Saame dazu fehlte ihnen, weilen die Ostindische Compagnie bey Henkersstraffe verbotten, einigen Saamen aus Ostindien in Holland zu bringen. — Dessen ungeachtet wagten es einige Soldaten und Bootsknechte, Caffe-Saamen der Westindischen Compagnie zu überbringen; allein sie wurden visitirt, ehe sie aus dem Schiff getretten. Diejenigen bey denen man Caffe-Saamen angetroffen, wurden ohne Proces an dem Schiff aufgehenkt und ins Wasser geworffen. Eine gute Zeit wagte es keiner mehr, endlich nahm ein desperater Kerl 3. Stück Saamen, band dieselben in den Zipflel seines Schnupftuchs, fassete den Zipflel zwischen 2. Finger, schwenkte das Schnupftuch hin und her. Bey der Visitation gedachte niemand an das Schnupftuch, weil die anderen 3. Zipflel leer waren, und ließ man den Kerl aus dem Schiffe gehen. Er aber gieng zu den Bewindhebbers der Westindischen Compagnie, überlieferte solchen die 3. Caffebohnen zum Ansäen. Die zahlten ihme 100. Holländische Ducaten darvor, schickten den Saamen in Surinam in die Holländische Plantagen. In 4. Jahren bekamen sie 3. Pfund Caffe von den 3. Bohnen, die steckte man wieder in die Erde, und

wurden nicht nur in Surinam und denen Holländischen Collonie, sondern 20. Jahr hernach auch in denen Französischen Inseln, Madagascar, Borbon, Martinique, St. Domingo ec. in grossem Ueberfluß gepflanzet, und in Europa geführet.»

Schliesslich sahen sich da und dort die Obrigkeiten veranlasst, angesichts des doch schon ziemlich häufigen Kaffeegenusses einzugreifen, so dass es manchenorts zu Verboten kam, wie die nächste Stelle zeigt:

«Caffee-Verbott.

In dem Darmstädtischen im Deutschland wurde ein Verbott wider den Caffeetrank bekannt gemacht. Weil dieser Trank, heißt es in der Verordnung, nur zur Lüsternheit der Zunge, und nicht zum Unterhalt dient, oft der Gesundheit Nachtheil bringt, auch durch denselben und den dabey verschwendeten Zucker grosse Summen Geldes aus dem Lande gezogen werden, und die natürlichen Landes-Getränke, zum merklichen Schaden derer, die sich mit Brau- und Kelterung derselben nähren, in Verachtung, und die Herrschaftlichen Einkünften dadurch in Abnahm gerathen; überdieß vieles Holz durch die Bereitung dieses fremden Getränkes unnöthig verbraucht und viele Zeit damit versäumet wird: so soll der Gebrauch desselben geringen Personen bey 10. Thaler Straffe, und 14tägiger Gefängniß, ganz verbotten; Vornehmen aber nur mit einer Abgabe von 8. Kreutzer fürs Pfund, wenn sie ihn mäßig gebrauchen, gestattet seyn.»

Vorstellung eines Caffebaums.
Der Caffebaum ist 12. bis 14. Schuh hoch, und biß auf 15. Zoll dick; die Rinde etwas höckericht und weißlecht, und das Holz zart.

Heute werden allein in der Schweiz pro Jahr schätzungsweise 5,5 Milliarden Tassen Kaffee getrunken. Was würden wohl alle diese Kaffeetrinker zu einem solchen Verbot sagen? — Wir haben heute andere Drogenprobleme!

Von einem interessanten Naturphänomen ist im nachfolgenden Bericht aus Bayern die Rede; ob es sich hierbei um einen Meteorit und nicht um einen «in der Luft gestalteten, aus kleinen Particeln des Sandes, des Thons und der Erde bestehenden und mit Schwefel und Salpeter vermischten Steins» handelt, sei hier nicht näher untersucht.

«Nachricht von einem in Bayern aus der Luft herabgefallenen Stein.

Den 20. November vorigen Jahres, Abends nach 4. Uhr bey einem gegen Occident merklich verfinsterten Himmel hörten zu Maurkirchen verschiedene ehrliche Leute, welche darüber eidlich vernommen worden, ein ungewöhnlichs Brausen und gewaltiges Krachen in der Luft, gleich einem Donner und Schiessen mit Stüken. Unter diesem Luftgetümmel fiel ein Stein aus der Luft in des Georg Bart Söldners, Feld herab. (wie die nachstehende Figur es weiset,) Dieser Stein macht nach Obrigkeitlichem Augenschein, eine Grube von 2. ein halben Schuh tief in die Erde. Er hält

A. Der Stein, wie solcher aus der Luft herabgefallen. B. Das Feld, in welches derselbe gefallen. C. Die Person, welche diesen Stein fallen gesehen.

nicht gar einen Schuh in der Länge: ist 6. Zoll breit und wiegt 38. Baierische Pfunde. Er ist von einer so weichen Materie, daß er mit Fingern sich zerreiben läßt. Die Farbe davon ist blaulecht und mit einer schwarzen Rinde überzogen.

Anmerkung.

Da es denjenigen Lesern die in der Naturwissenschaft keine Kenntnisse besitzen, unglaublich vorkommen möchte, das so grosse Steine aus der Luft solten herabfallen können; so habe vor nicht undienlich zu seyn erachtet, eine etwelche Erklährung darüber zu geben, aus welcher dessen Möglichkeit zu schliessen seyn wird. Steine können in der Luft gestaltet werden, wenn alldorten steinartige Materien anzutreffen sind, als welche Materien der Steine bekanntlich alle die kleinen Particulen des Sandes des Thons und der Erde sind, welche in die Luft steigen, wie man aus dem gesessenen Regen und Schneewasser zur Genüge hat sehen können, so nun solcher Materie zu viel in der Zeit eintrift, wann die Luft mit

Schwefel und Salpeterischen Dünsten gewaltig vermischt ist, die sodann in eine Entzündung gerathen, so werden alsobald Steine gebildet werden, wie die Erfahrung beweiset; daß wann man eine gewisse Quantität von bemeldter Steinmaterie nimmt, und selbige mit Salpeter und Schwefel vermischt, und diese Vermischung hernach anzündet, so wird augenblicklich ein Stein daraus gebildet. Mithin ist an dessen Möglichkeit im geringsten nicht zu zweifeln, wem aber dieses nach nicht genug ist, der verfüge sich nach Enisheim ins Ober-Elsaß, so wird er in der Pfarrkirchen allda, einen Stein fast von erwehnter Grösse antreffen, welcher im Jahr 1492. vom Himmel herab gefallen ist. Ferner kan man solche Exempel auch zu Würzburg und andern Orten mehr sehen.»

Abschilderung der zu Londen in Engelland zu sehen gewesenen grossen Eule.

Dass es schon damals gerissene Geschäftsleute gab, die mit mehr oder weniger seriösen Tricks zu Geld kommen wollten, zeigen der nachstehende Text und das dazugehörende Bild von der «Abschilderung der zu Londen in Engelland zu sehen gewesenen (etwa einen Meter) grossen Eule»:

«Bey der letzten St.Germanien Messe zu Londen, läßt sich unter den vielen andern Sehenswürdigkeiten, auch ein Westphäliger mit einer wunder grossen Eule sehen, der, wie gegenwärtige Figur vorstellt, selbige zur Schau herum trägt. — Diese Eule war 3. Schuh hoch, und hatte dabey die behörige proportionirte Dicke. Er bekam bald viele Zuseher; da man aber bey diesen aufgeklährten Zeiten, nicht allen Vorstellungen traut, so wurde auch diese Eule vor verdächtig angesehen, worauf der Besitzer selbige zur Untersuchung hergeben mußte, wo man also bald entdeckte, daß es eine gänzliche Betrügerey sey, da alles von aussen Bildhauer und Mahlerey-Arbeit gewesen, wo in dem Inwendigen ein witziges Kind die Bewegung verursachte. Dem Besitzer wurde das Kind wider zu Handen gegeben, mit welchem er die Stadt verlassen mußte.»

Aus dem Kalender 1878

Im hundertjährigen Kalender finden wir die Nekrologe über zwei in diesem Jahre gestorbene bedeutende Appenzeller, nämlich die beiden Nationalräte, Ärzte, Forscher und Freunde *Dr. Johann Heinrich Heim* von Gais und *Dr. Titus Tobler* von Wolfhalden. Beide Männer waren schon zu Lebzeiten weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt und haben Werke geschaffen, die man bis auf den heutigen Tag nicht vergessen hat. Deshalb geziemt es sich, hundert Jahre nach dem Tod dieser Persönlichkeiten ihrer ehrend zu gedenken.

Dr. med. Johann Heinrich Heim, Sohn des Distriktstatthalters Samuel Heim in Gais und der A. Kath. Tobler, wurde am 16. November 1802 in Gais geboren. Sein Vater war Besitzer und Leiter des als Molkenkuranstalt weit und breit bekannten Gasthofs zum «Ochsen», was nicht ohne Einfluss blieb auf die Berufswahl des Sohnes. Mit tüchtigen Kenntnissen und dem Doktorrang kehrte er 1824 nach Gais zurück und übte hier bis zu seinem Tode, also 52 Jahre lang, den ärztlichen Beruf erfolgreich aus. Von Bedeutung für sein Leben war

Ufgschnette

Enn het am Wochemaart e Päckli i de Hand kha. De ander het en gfrooged: «Was hescht do im dem Päckli inne?» «Hondert Tuusigernoote, wenns grad wottscht wesse ond wenns nüd globscht, schniidis grad uuf!» De ee meent: «I wills bigopp globe, ischt scho uufgschnette gnueg!»

---

die Kurpraxis, die ihn vor allem in den Sommermonaten stark in Anspruch nahm und ihn mit einer unglaublich grossen Zahl von Fremden aus allen Herren Länder in Berührung brachte. Heim war auch schriftstellerisch tätig; 1844 erschien seine Schrift «Die Heilkräfte der Alpenziegenmolken und der Molkenkurort Gais». Neben seiner ärztlichen Tätigkeit spielte er in den verschiedensten Ämtern auch politisch eine wichtige Rolle. Er gehörte zu jenem Kleeblatt feuriger appenzellischer Ärzte, die um 1830 die Fahne des demokratischen Fortschritts aufpflanzten. Dr. Heim war der Verfasser jenes mit zahlreichen Unterschriften versehenen «Memorials», das er im Dezember 1830 dem Grossen Rat in Teufen vorlegte und worin er mit schneidenden Worten die Zurückziehung der alten, verstümmelten Verfassung aus dem eidgenössischen Archive und die Anbahnung einer Revision der Verfassung und Gesetze durch den Grossen Rat forderte. Heim war Gemeindehauptmann, Landesfähnrich, dann Landshauptmann und Statthalter, Präsident der Verhörkommission; 1848 ernannte ihn die Landsgemeinde zum Nationalrat. 1851 trat er aus allen seinen Ämtern zurück. Alle seine Kinder, sechs Söhne und drei Töchter, hatten sich verehelicht, so dass es stiller um ihn wurde. In seinem 75. Lebensjahr starb er am 22. Dezember 1876, nachdem er als Arzt an weit über tausend Krankenbetten gegen Krankheit und Tod gekämpft hatte.

Dr. med. Titus Tobler wurde am 25. Juni 1806 im Pfarrhaus in Stein AR geboren. Nach dem Tod seines Vaters erteilte ihm Pfarrer Etter Unterricht in Französisch und Latein; 1821 wurde er Schüler der neu errichteten Kantonsschule in Trogen. In Zürich, Wien und Würzburg studierte er Medizin und erlangte 1827 den Doktorgrad. Nach einem weiteren Studienjahr in Paris kehrte er in die Heimat zurück und liess sich zunächst in Teufen, dann in Walzenhausen und später in Lutzenberg nieder. Da die ärztliche Praxis seine Zeit und Kraft nicht voll beanspruchte, arbeitete er während vieler Jahre auf literarischem Gebiet. Er befasste sich zunächst mit dem Studium der Appenzeller Mundart und schrieb den 1837 bei Orell Füssli in Zürich erschienenen «Appenzellischen Sprachschatz», eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, Anekdoten, Sagen, Wetterregeln und Reimen, die die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf ihn lenkte. Dem Appenzellervolk machte er sich namentlich durch sein politisches Auftreten bekannt. Mit seiner zündenden Flugschrift «Der Rath von Falkenhorst» regte er — ähnlich wie Heim — die Revision des alten «wurmstichigen Gesetzbuches» an. 1831 wählte ihn die Landsgemeinde zum 4. Mitglied des Revisionsrates. Später wurde Tobler, obgleich er damals in Horn wohnte, von der Landsgemeinde in den Nationalrat gewählt, dem er von 1853 bis 1856 angehörte. 1871 siedelte Tobler nach München über, nachdem er in Horn 31 Jahre lang eine Arztpraxis geführt hatte. Von hier aus unternahm der Junggeselle viele, zum Teil grössere Reisen, die ihn mehrmals nach Palästina und Ägypten führten. 1867 kam sein Hauptwerk heraus, seine «Bibliographia Palästinä», eine Zusammenstellung aller je erschienenen Bücher, Ansichten und Karten über und von Palästina. Auf seinen Reisen in Italien, Frankreich, Spanien, Belgien, Holland und England sammelte er weiter Schriften, z. T. sehr seltene und kostbare Werke, über Palästina. Diese Bibliothek wurde nach seinem Wunsch in Jerusalem aufbewahrt. Am 21. Januar 1877, also siebzigjährig, starb Tobler in München. Seine Leiche wurde im Friedhof seiner Heimatgemeinde Wolfhalden beigesetzt. — Im Appenzeller Kalender 1878 heisst es abschliessend:

«Die beiden Freunde und Berufsgenossen waren Kraftnaturen und Kernmänner durch und durch, unbeugsam, streng gegen sich und Andere, von unermüdlicher Thätigkeit und einfacher Lebensweise. Sie haben ihrem Heimatkanton Ehre gemacht, ein Jeder nach seiner Art.»